



Das Zeichen im Hause des Dr. Van Dalen.

Von J. Wernthaler.

Im Oktober des Jahres 1925 beschäftigte die Aerzte von Waterford in Irland ein merkwürdiger Fall. Der junge Geistliche Roger Van Dalen, ein gebürtiger Holländer, der seit einigen Jahren in der St. Margaret Church tätig war und bei seinem Onkel, einem Arzt, wohnte, wurde eines Morgens tot im Bette aufgefunden. Dies wäre nun an sich nichts Besonderes gewesen, wenn man die plötzliche Todesursache feststellen hätte können. Der einzige Anhaltspunkt, das bis zur Unkenntlichkeit entstellte Gesicht des Toten, wurde hinfällig mit einer genauen Untersuchung der für eine Vergiftung in Frage kommenden Organe. Und da die Leiche nicht die geringsten Verwundungs- und Erdrösselungserscheinungen aufwies, so blieb die Möglichkeit eines Mordes in Frage gestellt und der Tod Van Dalens war ein Rätsel, das den Bewohnern von Waterford reichlich zu raten gab. Die theosophisch interessierten Kreise, denen der Geistliche im geheimen nahegestanden hatte, glaubten einen Erfolg ihrer Lehre buchen zu können; sie bestärkten sich untereinander, daß Van Dalen durch langjährige Übung in weißer Magie mit dem Meister in Verbindung getreten sei, sich nun in einer Art seherischem Schlaf befände und auf keinen Fall begraben werden dürfe. Die weniger an solche Dinge glaubenden und die für die Öffentlichkeit maßgebenderen Bürger und Behörden aber zweifelten keinen Augenblick, daß Dr. Van Dalen, der Onkel des Geistlichen, der als Sonderling bekannt war, seinen Neffen Roger durch irdendwelche gefährliche moderne Experimente ins Jenseits befördert habe; es wäre ja alles schon von Anfang an so sonderbar gewesen mit dem alten Doktor: er hätte sich doch drunten an dem morastigen unwirtlichen Ufer des Blackwater ein Haus hindauen lassen und sich in der Zeit, in der er nun hier lebte, kaum sehen lassen in der Stadt... Als man nun noch, vier Wochen nach dem seltsamen Ereignis, erfuhr, daß er sein Haus verkauft habe und nach Dublin gezogen sei, nahm man nichts anderes mehr an, als daß er aus Angst vor Nachforschung Waterford verlassen habe, und beschuldigte den siebzehnjährigen Doktor offenkundig des Mordes an seinem Neffen.

Der neue Besitzer kam Mitte Dezember.

Er war auch Holländer und schien ebenso wenig wie Dr. Van Dalen die nähere Bekanntschaft der Waterford Bürger zu wünschen. Er ließ sich nicht in der Stadt sehen, und man konnte nicht mehr erfahren, als daß er Ter Meer hieß und Briefe aus Indien bekam. Unter diesen Umständen hatte man Gründe genug, den Holländer in geheimnisvolle Verbindung mit dem Doktorhaus zu bringen, aber es vergingen Wochen und es ereignete sich nichts, was das Interesse wacherhalten hätte können; man kam nicht auf seine Rechnung mit dem „Dutchman“.

Es war ein Jahr vergangen und das Ereignis vergessen, als um die dritte Morgenstunde des 25. Oktober die Bewohner der dem Fluße zugelegenen Bezirke von zahllosen Schüssen aus dem Schlafe geweckt wurden; die Schüsse kamen von dem Doktorhaus. Die Polizei wurde alarmiert. Die je sechs schnell aufeinanderfolgenden Schüsse wiederholten sich in kurzen Abständen und rollten und brachen schwer durch den Nebel wie durch einen riesigen Kessel voll Dampf. Die Konstabler verließen auf Fahrrädern die Stadt; sie erreichten in wenigen Minuten das Haus am Fluß, das still dalag, so, als sei nichts geschehen. Vorsichtig kletterten sie über das Parkgitter. In keinem Fenster Licht, sämtliche Eingänge verschlossen; keinerlei Spuren deuteten auf einen Ueberfall.

Es war vorläufig nichts anderes zu tun, als die Eingänge zu besetzen und sich still zu verhalten. Da knallten wieder die Schüsse in die unheimliche Stille. Es waren wieder sechs schnell aufeinanderfolgende; sie unterschieden sich nicht voneinander in Stärke und Ton und kamen, dem Schall nach zu urteilen, aus dem hinteren, dem Fluße zugewandten Teil des Hauses. War es ein Alarmzeichen? Der Kommissar schlich mit einigen Leuten hinter das Haus. Wieder die sechs Schüsse! Sie kamen aus einem offenstehenden Fenster im Erdgeschoß. Auch da kein Licht! Es erinnerte sich der Kommissar, daß in einem der hinteren Zimmer vor einem Jahre um dieselbe Zeit der Geistliche tot aufgefunden wurde. Regelmäßig wiederholten sich nun die sechs Schüsse. Und das Fenster blieb dunkel. An einer Stelle in der Mauer, einer

kreisrunden Vertiefung, einem Blendfenster ähnlich, war deutlich das Aufschlagen von den Kugeln und ein Riefeln von Mörtel zu hören; es wurde also von drinnen gegen die Zimmerwand geschossen? Der Kommissar schwang sich auf die Fensterbrüstung und leuchtete, den Revolver schußbereit haltend, in das Zimmer hinein. Gardinen grellten auf, ein rundes, behagliches Gesicht erschien; das Gesicht Ter Meers.

„Guten Morgen!“

„Herr, Sie machen Witze! Was ist los?“

„Bitte!“ jagte der Holländer ruhig, „treten Sie ein.“

Er verschwand vom Fenster, schaltete das Licht im Zimmer an, kam wieder an das Fenster und half dem erstaunten Kommissar bei dem ungewöhnlichen Eintritt. „Ah, Sie haben noch Begleitung?“ meinte er, als er die Draußenstehenden im Dunkel gewahrte. „Kommen Sie bitte alle herein!“ Und er war auch den Konstablern behilflich, einzusteigen.

Die an den Eingängen postierten Leute ließ der Kommissar vorsichtigerweise nicht hereinholen; man konnte nicht wissen, wer sich noch im Hause aufhielt und es ungeschehen zu verlassen für gut finden mochte.

Ter Meer war nur mit einem Schlafanzug bekleidet. „Entschuldigen Sie bitte, ... aber ich habe Ihnen Interessantes zu zeigen!“ Er lächelte listig und sprach so, als hätte er die Gesellschaft eingeladen.

„Aber hören Sie, was soll das heißen?“ warierte der Kommissar und deutete auf die Wand neben dem Fenster: es staken da unzählige Kugeln kreisförmig im Umfange eines mittleren Wagenrades in der Mauer; der Verputz war abgesprungen und Splitter von Holz stachen daraus hervor.

„Was das heißen soll ...?“ Einen Augenblick! Ter Meer trat zum Lichtschalter, knippte das Licht aus.

„Galt! Galt!“ schrie der Kommissar,

„Galt! Galt!“ die Konstabler.

Aber bitte ... Sie sehen — ich stehe hier und rühre mich nicht von der Stelle ...“

„Machen Sie Licht, sofort! Alle sprangen auf Ter Meer ein.

„Ich möchte Sie bitten, dorthin auf die Wand zu sehen.

Ein eigentümlicher giftgrüner Schein

breitete sich jetzt von der Mauer her, langsam anwachsend, im Raum aus; es war die kugelgeplügte Stelle: ein handbreiter Ring leuchtete phosphorisch im Umfange eines mittleren Bogenrades.

„Was geht hier vor?“

„Ich werde Ihnen alles erklären,“ jagte Ter Meer gelangweilt. „Aber das kann nur ohne Licht geschehen, denn sehen Sie . . .“ Er schaltete das Licht wieder an.

Der leuchtende Ring war weg. „Nun, Sie erlauben also . . .“ Es knackte der Schalter, und der phantastische Ring schimmerte zum zweitenmal an der Wand; er war nicht auf dem ganzen Umfange gleichmäßig hell, dunklere Stellen und kleinere Punkte gaben ihm das Aussehen einer Schlangenhaut.

„Also,“ fuhr Ter Meer fort, „Sie sehen hier nichts als einen gewöhnlichen, runden, hölzernen Fensterstock, den man nicht entfernt, als man aus irgendeinem Grunde das Fenster vermauert, und er verfault in der feuchten Mauer und leuchtet nun . . .?“

„Das ist ja unglaublich,“ sagte sich der Kommissar kleinlaut.

„Allerdings“ — Ter Meer sprach wie

ein gleichgültig dozierender Gelehrter — „ist das eine Seltenheit. Aber nun die Hauptsache: Mr. Van Jalen erzählte mir, als ich den Kaufvertrag mit ihm abschloß, von dem plötzlichen Tod seines Neffen, den ich als einen anscheinend von falsch angewandten okkulten Übungen gänzlich verwirrt und krankhaft erregten Menschen kannte. Mr. Van Jalen verriet mir auch das Zimmer, in dem sein Neffe auf so seltsame Weise starb. Es ist dieses hier. Wie Sie sehen, benütze ich es als Schlafzimmer. Der alte Arzt bewohnte es nie; war es ihm zu feucht oder sonst was, ich weiß es nicht . . . Es ist nun Oktober und das bedeutet hier Nebel, Regen und wieder Nebel und Regen und hier in diesem Hause dazu noch so etwas wie eine Ueberflutung . . . Die Mauer nach dem Wasser zu ist natürlich wieder feuchter, und der gespenstische Fensterstock wieder in Tätigkeit . . . Sie verstehen, wie ich das meine, nicht wahr? Stellen Sie sich vor: der junge Geistliche, der die Zeichen und Wunder auf der anderen Seite suchte, sich durch Meditation, Konzentration, Askese und weiß Gott welchen Übungen Einlaß in die andere Welt

zu verschaffen suchte — dieser junge überreizte Mensch erwaachte eines Nachts, sieht diesen leuchtenden Ring, oder sieht ihn mehrere Nächte schon immer stärker leuchten, sieht ihn immer mehr zu seinem Zeichen werden, bis er es nicht mehr ertragen kann . . . Nun — welche Kraft den plötzlichen Tod herbeiführte, wissen wir nicht . . . Sicher ist, daß dieses Zeichen den Anstoß zu seinem Tode gegeben hat . . .“

Mit diesen Worten schaltete Ter Meer das Licht an; es flammte über die Wand und blendete.

Die Leute schauten gebannt auf den kugelgeplühten Holzrahmen.

„Nun, meine Herren, danke ich Ihnen für Ihre wohlgemeinte Hilfe; ich konnte nicht gut auf weniger lärmende Art das Zeichen deutlich machen, da es teilweise mit Verputz verdeckt war. Selbstverständlich wußte ich nicht, daß die Schüsse bis zu Ihnen in die Stadt zu hören sind . . .“

Und Ter Meer fuhr fort zu erklären, daß der leuchtende Ring schließlich auch mit einem harmloseren Werkzeug bloßgelegt hätte werden können . . .

Kennst du das Land wo die Kanonen blühen?

Kennst du das Land, wo die Kanonen blühen? Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen! Dort stehen die Prokuristen stolz und kühn In den Bureaus, als wären es Kasernen.

Dort wachsen unterm Schlipf Gefreitenknöpfe. Und unsichtbare Helme trägt man dort. Gesicht hat man dort, doch keine Köpfe. Und wer zu Bett geht, pflanzt sich auch schon fort!

Wenn dort ein Vorgesetzter etwas will — und es ist sein Beruf etwas zu wollen — Steht der Verstand erst stramm und zweitens still.

Die Augen rechts! Und mit dem Rückgrat rollen!

Die Kinder kommen dort mit kleinen Sporen Und mit gezogenem Scheitel auf die Welt. Dort wird man nicht als Zivilist geboren. Dort wir befördert, wer die Schnauze hält.

Kennst du das Land? Es könnte glücklich sein. Es könnte glücklich sein und glücklich machen! Dort gibt es Acker, Kohle, Stahl und Stein Und Fleiß und Kraft und andre schöne Sachen.

Selbst Geist und Güte gibt's dort dann und wann!

Und wahres Heldentum. Doch nicht bei vielen. Dort steckt ein Kind in jedem zweiten Mann. Das will mit Bleisoldaten spielen.

Dort reißt die Freiheit nicht. Dort bleibt sie grün.

Was man auch baut, — es werden stets Kasernen.

Kennst du das Land, wo die Kanonen blühen? Du kennst es nicht? Du wirst es kennenlernen!

Aus dem Gedichtband von Erich Kästner „Serg auf Talle“, Verlag C. Weller u. Co., Leipzig.

Freiheit.

Kein einzelner kann glücklich sein, ehe wir es nicht alle sind, weil kein einzelner frei sein kann, ehe nicht alle frei sind. Richard Wagner.

Wer ist frei? Wer kann heute sich frei nennen? Niemand. Und hätte einer den unabhängigen Beruf und könnte sich jemand mit seinem Einkommen alle Freunde des Lebens

leisten, er ist nicht frei, weil seine Schwwestern und seine Brüder nicht frei sind.

In dieser tiefsten sittlichen Erfassung großer Freiheit liegen die stärksten Wurzeln unserer Kraft. Freiheit ist Gemeinschaft, und wir alle kämpfen, bis allen die Freiheit errungen ist.

Freiheit ist kein persönliches Glück. Freiheit ist Sturm. Freiheit ist Kampf von allen für alle. Freiheit ist Liebe, und nur wenn Liebe ist, kann Freiheit sein.

Menschen verlangt sich ein Gedanke, ganze Menschen, sozialistisch-sittliche Menschen, denen mehr als das eigene Glück das Ziel ihres Strebens ist. Genosse sein, heißt als Bruder kämpfen für die Freiheit von allen.

Wann hat der Menschheit je ein heiligeres Ziel geleuchtet? Wann war ihr je eine größere sittlichere Aufgabe gestellt?

Man predigte die Liebe, aber vergaß die Freiheit dabei.

Oder man glaubte an Freiheit, ohne von Liebe durchglüh: zu sein.

Doch Sozialismus ist Eines. Er ist Liebe in Freiheit und Freiheit in Brudertum. Und unter diesem univetsalen, herrlichen, segnenden sittlichen Gedanken zerbricht die alte Welt. Dr. Gustav Hoffmann.

Nach dem „Urlaub“.

Betrachtungen eines englischen Vergarbeiters.

Von Joe Corrie.

Ich hätte eigentlich nicht „Urlaub“ sagen sollen: Urlaub sind doch Tage, für welche man bezahlt bekommt, es sind Tage, an denen man eine andere Lust einatmet, andere Ansichten hört, andere Gegenden sieht, andere — und indifferente Menschen trifft. An dergleichen haben wir keinerlei Anteil, denn wir sind Vergarbeiter. Eine „Rast“ wollen wir es besser nennen. Doch nein, Rast ist ohne inneren Frieden nicht möglich, und wer kann sich innerlich friedvoll fühlen, wenn er die illustrierten Blätter voll mit Bildern sieht, wie fröhliche Leute am Meeresstrande ihre Tage müßig hinbringen, während wir uns aufs Gras niederlassen mußten, — oder besser gesagt, dort, wo Gras einmal gewesen war, Karten spielend, oft hart miteinander streitend, denn Laune und Stimmung sind an solchen Tagen übel und unsere Herzen waren voll von Bitternis gegen

alles ringsum. Wie kann man dies auch nur eine „Rast“ nennen, wenn wir innerhalb eines Kreises von drei Meilen vom Dorfe angeleitet bleiben, wohl weit genug, um an einem heißen Tage hier herauszugehen, doch nicht genug entfernt, die Mäder und Kamine und die Kohlenhaldenbügel aus unseren Augen zu verlieren. Und wir hassen dies alles gleich der Hölle!

Rast! Eine Woche ohne Lohn bedeutet eine Woche ohne Nahrung! Verträdelte Zeit, das ist die richtige Definition — eine ganze volle Woche verträdelter Zeit!

Die alte Sonne tat ihr Bestes für uns: sie schien die ganze Woche wolkenlos herab, und wir schlepten uns Montag früh schwarz wie die Mohren zur Grube. Ein Kamerad kam pfeisend zur Grubeneinfahrt. Und hundert Augen blickten ihn erboßt an: sogleich hörte er auf. Noch ein Pfiff — und es hätte einen Kravall gegeben.

Und dann hinunter in die Finsternis. Gott, was für ein Gestank nach einer Woche frischer Luft. Dazu waren wir wie blind und schwankten wie Betrunkene. Doch „Arbeit macht das Leben süß“ heißt es im Liebe, und so begannen wir zu arbeiten — mit einem Fluche!

Zur Mittagspause wurde nicht viel gesprochen. Ich war neugierig, was sich Bob dachte, und was wohl Jim? Seine Gedanken waren den meinen gleich, nämlich, daß wir nur eine Woche von der Grube weg waren, um die unmenschlichen Verhältnisse desto klarer zu erkennen. Oder dachten sie vielleicht an den Inhalt ihrer Proviantbüchse? Geröstetes Brot mit Margarine, am Ende der Woche wird es nur trockenes Brot sein, denn am Samstag bekommen wir keinen Lohn.

Am Ende der ersten Schicht trötkten wir heim, jeder Knochen im Leibe tat uns weh. Eine Woche Rast macht uns würde wie Glaskristall. Die Frau war still: für sie hatte es keinerlei Rast gegeben, für sie war die gleiche alte Pladerei, der gleiche alte Kampf. Wenn sie etwas sagte, geschah es bloß, um etwas anzufügen. Ein leerer Tisch erzeugt stets schlechte Laune.

Es wäre besser gewesen, wenn die Grube die ganze Zeit im Betrieb gewesen wäre. Aber das hätte wieder nicht unseren Herren Grubenbesitzern gepaßt. Unsere Körper mußten sich

doch ausruhen, sonst können wir doch kein vollwertiges Stück Arbeit leisten, und das wäre wohl schlimm für unser Land!

Auch für den Magen soll Raft außerordentlich zuträglich sein, erklären die besten Doktoren im Lande, und so ist vielleicht alles zu unserem Wohle — vielleicht.

Und wie steht es denn mit eurer Seele, Bergarbeiter? fragt ihr. Bei eurem Seelenheil, wozu braucht denn einer eine Seele, um in einem Kohlenschachte zu arbeiten? Je weniger Seele einer hat, desto mehr besitzt er Kraft, jemehr Kraft er hat, desto billiger ist die Kohle!

Es wird drei Wochen dauern, ehe wir unsern „Urlaub“ überstanden haben werden. Ich wünschte bei Gott, daß die drei Wochen schon vorüber wären, und wir wieder im alten Geleise sind!

Welche Farbe hat das Meer? Ist es blau? Ist es grün?

Woher Namen stammen.

Büro.

Das Wort Büro hat eine merkwürdige Verwandtschaft mit dem bekannten Könige Pyrrhos. Das französische Wort bureau heißt eigentlich großes Tuch. Später war es der Name für einen mit Tuch überzogenen Tisch — man spricht ja auch bei uns vom „grünen Tisch“. Dann wurde der ganze Raum so genannt. Dem Worte bureau liegt zugrunde das lombardische bur = dunkel, lateinisch burres = rot, griechisch pyrrhos, der Name jenes Königs.

Kandidat.

Die Römer, die sich um eine Stelle bewarben, trugen eine schneeweiße Toga (toga candida).

Der wahre Jakob.

Das Heiligtum des heiligen Jakob zu Compostella in Galizien wurde oft von spanischen Pilgern besucht, welche die mühselige Reise dorthin unternahmen. Diese Pilger sahen auf Gräber der andern gleichnamigen Heiligen, welche bequemer zu erreichen waren, mit Geringschätzung herab und sagten von ihrem Heiligtum: „Das ist der wahre Jakob.“

Berjerker.

Das Wort stammt aus dem Scandinavischen und bedeutet „Barhendem“ oder „ohne Hemden“. Unter Hemd (Sarler) verstand man nicht unsere jetzigen Hemden, sondern das gesteppte und gefütterte Panzerhemd, das als Unterschend getragen wurde. Die Berjerker, welche also das zum Schutze übliche Panzerhemd nicht trugen, waren also kühne Raufbolde, die nur mit Panzer gekleidet in den Kampf gingen.

Mausfot.

Das Wort mausfot hat mit dem deutschen Wort Maus nichts gemein. Vielmehr besteht das Wort aus einem hebräischen und einem deutschen Stamm. Mōš; heißt im hebräischen: wahrscheinlich sagte man früher, er ist mōš;, er ist tot. Durch Hinzufügung der Uebersetzung entstand mōš;ot und daraus Mausfot. Gleiche Zusammensetzung finden wir auch in dem Wort mauschenfot, was so viel bedeutet wie toisfot. Das Wort mōš; persisch oder arabisch mōth, hat im Deutschen noch einen andern Jertum geschaffen. Man gebraucht nämlich beim Schachspiel den Ausdruck „Matt“, indem man sagt: „der König ist matt“. Es heißt aber richtig: der König ist mōth, also der König ist tot.

Chauvinismus.

Chauvin ist der Name einer Person in einem Lustspiel von Scribe, das besonders wäh-

rend der sogenannten Restaurationszeit sehr beliebt war. Chauvin war ein Veteran aus der Kaiserzeit, der in der glorreichen Erinnerung an Napoleon und Jena schwelgte, furchtbar mit dem Säbel raffelte, Rebände für Waterloo verlangte und dergleichen mehr. In Frankreich

ist Chauvin der Name eines sehr verbreiteten Typus geworden und hat allmählich seine ursprünglichen Begriffe erweitert. Ein Chauvinist ist nicht nur ein begeisterter Soldat, sondern auch jeder Bürger, der seine Nationalgefühle stark übertreibt.

Der Löwe in der Falle.

Von Wilhelm Rothhaupt.

Seit dem frühesten Morgen schon wirtschafete mein Koch Bonifazius in Küche und Haus herum, jagte die Bojs und Lastenträger hin und her und kam wieder zu mir gelaufen, um meine Entscheidung über die Mitnahme eines Küchengerätes oder eines Kleidungsstückes zu erkundigen.

Nur Bendarcho bewahrte seine schöne Ruhe.

Er, der Pfleger der Haustiere und der Verschönerer meines Gartens, hatte seine Traglast bereits fertig verschmurt und ging nunmehr mit seinem Verwandten Chalulamingi (der Vielesende), dem er sein Amt hinterlassen wollte, noch einmal die auszuführenden Arbeiten und in Frage kommenden Pflichten durch.

In der Hand eine lange Nadel, auf die er einen aus einer jungen Palme gestocherten Nashornläfer gespießt hatte, verlangte er von seinem Freund die unerbittlichste Verfolgung dieser gefährlichen Wodulu, und hielt ihm zur Warnung und Belehrung einen von dem Schädling angegriffenen Palmtrieb unter die Nase. Dann legte er sein Gesicht in feierliche Falten, holte das kleine, braune Tabakfläschchen aus dem Gürtel und gab daraus seinem Schüler eine Prise. Von einer zweiten füllte er die größere Hälfte in sein rechtes, die kleinere in sein linkes Nasenloch und kam dann, mit verklärtem Lächeln gegen den Schleimhautigel ankämpfend, auf die Tierpflege zu sprechen. Er wies auf die in der Trockenheit so schwierige Futterbeschaffung für die Gazellen hin, nannte die von letzteren besonders bevorzugten Kräuter und Rankpflanzen und machte die tägliche Verjorgung mit frischem, reinem Wasser zur schärfsten Bedingung.

Dann nach einer kleinen Pause deutete er mit einem wütenden Blick auf den über die ungewöhnlichen Vorgänge freudig hüpfenden Affenjüngling Zomo und riet seinem Nachfolger, diesem bösen Tier Futter wie Wasser nur aus sicherer Entfernung zu reichen. Als Begründung dieser Warnung wies er dem Freunde seine noch immer Zomos Handschrift tragende Nase. Schließlich verschwanden die beiden rüchigen Beamten hinter dem Küchengebäude, um noch die Bewässerung der dort stehenden Bananen und Obstbäume zu besprechen.

Endlich wollte die Karawane aufbrechen. Aber Allah bestimmte es anders.

Mit dem erregten Ruf: „Ein Löwe! Herr! Ein Löwe sitzt in deiner Falle!“ stürmte mit fliegenden Gewändern ein alter Araber, der Zunge des nahegelegenen Arbeiterdorfes heran und beschwor mich, dem Räuber seiner Ziegenherde den Garau zu machen.

Zeit mehreren Tagen hatte ich meine Löwenfalle nahe einem Ziegenstall des Dorfes aufgestellt, aber vergeblich auf den Erfolg gewartet. Die letzte Stunde brachte mir nun Glück. Der gerade anwesende Leiter der Pflanzung und ich machten uns zum Löwenabschuß bereit.

Noch einmal lief ich durch den Garten, lockte Zomo zu mir und streichelte dem lieben Schlingel Abschied nehmend das Köpfchen.

Einen letzten Blick auf mein Häuschen, auf die Palmen und Sträucher, deren Wachstum ich verfolgt. Noch einen Zursch der Antilope, die neugierig zum Sitter gekommen. Dann begann die Wanderung.

Im Regerdorf erwartete uns eine Schar großer und kleiner Mohren. Alle hatten es sich aus leicht begreiflichen Dingen auf den Strohdächern und Hütten bequem gemacht, um von dort aus die aufregenden Ereignisse zu verfolgen. Auch ich war auf das Kommen recht gespannt, denn ich hatte wohl schon einige Leoparden geschossen, einen Löwen aber noch nicht zu Gesicht bekommen. Meinem Begleiter, der zu den alten Afrikanern zählte, war eine Löwenjagd nichts Neues.

Der Dorfälteste führte uns bis zum Uferende des Dorfes und bezeichnete von dort aus ein kniehoch wucherndes Dornengebüsch als den Fangplatz. Als wir uns dem Plaze bis auf dreißig Schritte genähert hatten, kam aus dem Busch ein tiefes, grollendes Knurren, ein Knaden und Brechen von Ästen und dann sah ein mächtiger heller Körper in die Höhe. Im selben Augenblick gaben wir Feuer. Der Löwe fiel zurück und kam nicht mehr hoch. Als ihn einige Steinwürfe auch nicht mehr zum Leben erweckten, näherten wir uns der Falle und fanden in ihr eine riesige Löwin. Ein wunderschönes Tier mit gesundem, prächtigem Gebiß und mächtigen Krallen. Bei allem Schaden, den sie angerichtet, tat es mir leid, daß dieses königliche Tier in die Falle geraten, welche für Hyänen und ähnliches Gelichter sein mag. Der Löwe aber ist wert, auf frischer Wildbahn geschossen zu werden.

Die Eingeborenen dachten natürlich anders und drängten. Jetzt kühn geworden, an die Löwin heran, um das sonst so gefährliche Tier aus der Nähe zu betrachten und in Schmach- und Spottrufen Rache zu üben.

Ihre Neugierde mußte jedoch eine harte Probe bestehen. Meine getreuen Begleiter, Kazimbaya und Kifumbale, die sich immer dicht bei uns gehalten und natürlich einen guten Teil des Erfolges für sich beanspruchten, wollten die Feigheit der Dorfbewohner bestrafen. Kifumbale warf sich unbemerkt auf den Boden nieder und begann die nahe stehenden Sträucher wild zu schütteln, während Kazimbaya mit den Armen angitoll in der Luft suchte und — „Der Löwe steht auf!“ „Er kommt, er kommt,“ brüllend den Neugierigen entgegenstürzte.

Diesen einjchwand sofort aller Mut. Schredlich zitternd rannten sie, was die Beine leisten konnten, in das Dorf zurück, wo sie behende wie die Affen auf die Dächer kletterten. Schallendes Gelächter, in das dann die Genarrten bald fröhlich mit einstimmten, lohnte die Spasmacher und unter Lachen und freundlichen Zurufen wurde schließlich Abschied genommen.

(Mit besonderer Erlaubnis des Verlages Strecker und Schröder, Stuttgart, dem Buche „Sabari“, von schwarzen und weißen Afrikanern von Wilhelm Rothhaupt entnommen.)

Spiegel der Jahrhunderte.

Von Heinrich Inzühr.

1828. Die Züricher möchten eine Erleichterung in bezug auf die nächtliche Torzperre. Nicht etwa um allenfalls hüben und drüben einen leichtsinnigen Lebenswandel zu begünstigen — Gott behüte! — sondern weil bei Feuergefahr nachts immer erst der Torzschlüssel bei der Hauptwache geholt werden muß, wodurch viel Zeit vergeht und der Löschzug in der Regel zu spät am Brandplatz eintrifft. Es kommt also eine neue Verordnung heraus, in der bewilligt wird, daß bei Feuergefahr das betreffende Tor nötigenfalls sofort ausgeschloffen werden darf...

1928. Der Rekanisluhapparat ist Erumpf. Man steckt das Anschlusslabel in eine Wanddose und alle Arien von Strom und Spannung, die das Funlgerät nötig hat, werden daraus entnommen. Mit einem Neunröhrenapparat kann man alle Erdteile hören, und als der neue Zeppelin 1928 über Berlin schwebte, konnte man die Vordmusik in Sidney gut hören.

2028. Die Schiffe des neu eingerichteten Mondverkehrs sind dauernd überfüllt. Wenn auch die Touren auf den Mondkratern ziemlich anstrengend sind und die Reise immer noch über tausend Stunden dauert, so hat sich doch der Aufenthalt in dem entspannten Schwerkrastfeld des Mondes (der Mensch wiegt nur ein Achtel des irdischen Gewichts) als sehr gesundheitsfördernd erwiesen. Man sagt, daß drei Nächte Schlaf auf dem Hotel Kopernikus für überarbeitete Leute mehr wert ist als ein Monat Engadin.

2128. Kunstpflanzen-Ausstellung Mailand. Den ersten Preis erhielt Max Harper aus Florida. Er zeigte einen 20 Meter hohen Blumentoblsbaum in vierter Generation. Am Baume hingen mehr als 1000 riesige Blumentohle. Die Pflanze soll samenbeständig sein.

2228. Die erste Expedition, die bis zum Mittelpunkt der Erde vordringen konnte, meldet Beginn der Rückreise von dort, wobei heftige Elektronenstürme Fahrt und Sicht ungemein erschweren. Sämtliche Kraft-Strahlstationen der Erde strahlen ständig kalte Wellen zum Standort der Expedition. Tag und Nacht sind die Fernbildstellen von großen Menschenmengen belagert, die den Vorgängen mit lebhaftem Interesse folgen. Man sieht jede Atomwolke, hört jeden Laut und jedes Wort.

Ein Mensch = 4,16 Mark.

Ein amerikanischer Chemiker hat festgestellt, daß der rohstoffliche Wert des Menschen 99 Cent beträgt, also 4,16 Mark. Das ist eine klare Rechnung und ungefähr so viel wie der Preis für ein Paar Zirkel. Mancher, der schon lieber hänge als hungerte, möchte sich wohl selbst in Zahlung geben, aber der Staat liebt das Geschäft nur mit denen, die er schon von sich aus der Paragraph zum Tod per Stahl und Strang verurteilt hat. So kommt es, daß im letzten Moment ihres sogenannten Lebens für die Mörder besser gesorgt ist als für die Selbstmörder. Selbstmörder aus wirtschaftlicher Not sterben nicht nur ohne die letzte Selung, sondern auch ohne das letzte Fett... was einigermaßen paradox annimmt:

Denn das menschliche Fett, lehrt der amerikanische Chemiker weiter, soll zur Herstellung von sieben Stück Seife reichen. 7 ist viel, aber eine böse Ziffer. Sie läßt die Vermutung aufkommen, daß die Seife nicht erster Qualität ist — weshalb werden denn auch so viele unsaubere Handlungen begangen? Es muß an der Seife liegen, sie wächst schlecht. Es liegt an der Seife.

Weiter: Aus dem Eisen im Menschen läßt sich ein großer Nagel schmieden. Ein Nagel

nur? Ist das nicht ein bißchen wenig? Manche Menschen sind doch so vernagelt.

Mit dem Zucker des Menschen könnte man ein Salzstöckchen füllen. Und wenn ein Mädchen besonders „süß“ ist — ist das also dann ein chemischer Betrug?

Der Phosphor des Menschen liefert die Erleuchtungsfähigkeit für 2200 Streichholzstöcke.

Mit dem Calcium könnte man einen Schuß aus einer Kinderkanone abfeuern. Das ist ein vager Begriff; wie groß ist eine amerikanische Kinderkanone?

Schwefel ist genug da, um einem Hund die Flöhe zu vertreiben. — 4,16 Mark = 7 Stück Seife = Phosphor für 2200 Streichhölzer = Schwefel für eine Flohjaod. Was ist der Mensch, das Ebenbild Gottes! E. G.

Gedanken-Splitter.

Mutterchaft.

Mutterchaft ist etwas so Ehrenhaftes, daß nichts — kein Gebrauch und Ehrenkommen — sie unehrenhaft machen kann. Und vom Standpunkt des Kindes, vom Recht des Ungeborenen aus sollte die Gesellschaft der unverheirateten Mutter dieselbe Achtung und Rücksicht bezeigen wie der verheirateten.

Jugendrichter Ben B. Lindsay, Denver (U. S. A.).

Was man von der Mutter hat, das sieht fest und läßt sich nicht ausreden; das behält man, und es ist auch gut so, denn jeder Keim der sittlichen Fortentwicklung des Menschengeschlechts liegt darin verborgen. (Wilhelm Raabe.)

Die gute Mutter sagt nicht: Willst du?, sondern sie gibt. (Englisches Sprichwort.)

Die Mütter geben unserem Geiste Wärme, die Väter Licht. (Jean Paul.)

Das Lachen einer warmherzigen Mutter ist ein Klang, der durch ein langes Menschenleben fortönen kann. (Otto v. Reizner.)

Allerlei.

Der schottische Heringsmarkt ist wohl der bedeutendste mit in der Welt. Allein im August 1928 exportierte Schottland 198.401 Fässer gefolgene Heringe. Davon nahmen Deutschland 78.782 Fässer, Danzig und Polen 30.097, Litauen 800, Lettland 58.643, Estland 11.988, Finnland 8453, Schweden 1182, Holland 1147, Belgien 452, Frankreich 45, England 2079, Irland 3, die Vereinigten Staaten von Amerika 4126 und Kanada 656. Das kleine Lettland nahm wohl nur deshalb solch große Mengen, weil von dort aus viele Heringe nach Rußland verkauft werden.

Eine andere Welt. Wie selten denkt man daran: eine Welt unter anderen Lichtbedingungen, unter anderen Schwereverhältnissen, unter anderen Luftdrücken usw., wie anders müßte sie gestaltet sein! Denn trotz aller Wissenschaft sind uns doch nur kleine Ausschnitte aus der wirklichen und noch kleinere aus der möglichen Welt bekannt. Man setze einmal ein leuchtendes Samenkorn des Hafers in ein starkes magnetisches Feld. Billionenmal stärker als das alltägliche irdische Magnetfeld, jenes, das unsere Magnetnadeln ablenkt. Was wird aus dem Haferkorn? Niemand weiß es. Vielleicht eine neue Pflanze. Der französische Physiker Weiß

(früher in Zürich) hat einen Neuenmagneten gebaut, den größten bisher konstruierten, in dessen Polfeld eine solche neue Welt erzeugt wird. Was sich hier, bei eingeschaltetem Strom (denn es ist natürlich ein Elektromagnet), abspielen wird, kann nicht geahnt werden. Wie Pflanzen und Tiere sich dort verhalten, wird interessant sein zu erfahren.

Weiteres.

Rund um die Liebe.

Die mralte Tante Therese erzählte ihren großen Nichten Erlebnisse aus der Jugendzeit.

„Ihr müßt nicht glauben“, sagte sie, „daß ich immer so verhäpelt ausgesehen habe wie jetzt. O nein, ich habe richtig schön ausgesehen, und die Mannsleute sind mir nachgelaufen, so daß es schwer war für ein anständiges Mädchen, sich so zu halten. Einmal erinnere ich mich, lehrte ich in der Stadt von einer Besorgung heim. Da schloß sich mir ein sehr feiner Herr an und versprach mir einen wunderbaren Schal, weng ich mit ihm käme.“

Die Nichten staunten und in ihre Nienen glomn sie etwas wie ein leiser Zweifel.

„Ja, Mädels, wenn ihr es nicht glauben wollt — ich habe den Schal noch“, sagte Tante Therese.

Sully suchte bei Heinrich IV. von Frankreich um eine Audienz nach, wurde aber mit der Begründung abgewiesen, daß der König das Fieber habe. Sully wartete dennoch und sah nach kurzer Zeit eine ganz in Grün gekleidete, verschleierte Schöne aus dem Zimmer des Königs schlüpfen. Gleich darauf betrat der König das Vorgemach, erblickte Sully und sagte ungehalten: „Was machen Sie denn hier? Hat man Ihnen nicht gesagt, daß ich das Fieber habe?“ „Ja, Majestät, aber es hat Sie doch sorben verlassen, ich sah es hier ganz in Grün vorübergehen.“

Ein Schüler hatte mit seiner Angebeteten, der Tochter des Rektors, einen Abendspaziergang gemacht. Plötzlich sah er auf den zum Glüd schwach erleuchteten Wege den Rektor kommen. Rasch verständigte er seine Begleiterin von der Gefahr, schlug seinen Mantel um sie, nahm sie auf seine Arme und trug sie eilig an dem Rektor vorbei. Der hatte ihn aber doch erkannt und rief ihm über den Weg zu: „Wo kommen Sie denn her, Herr Spencer?“

„Aus der Musikschule, Herr Rektor.“ — „Was tragen Sie da?“ — „Mein Cello, Herr Rektor.“ — — „So, ja! Ein schönes Instrument, so ein Cello! Seien Sie nur recht fleißig damit!“

Der junge Hilfsgeistliche verkehrte im Hause des Pastors. Er liebte die wunderschöne Pastorentochter und auch sie war ihm recht gewogen. Einmal saßen beide in Abwesenheit der Pastorseute abends allein in der Wohnstube. „Du Karl“, sagte sie, meiner Mutter ist es gar nicht recht, daß wir uns sehen.“

„Der Mutter kann geholfen werden“, antwortete der junge Vikar — und pufete die Lampe aus.

Kunstverständnis. „War es in der Oper schön?“ — „Entzückend!“ — „Was hast du denn gehört?“ — „Also erstens: Ediths Verlobung ist zurückgegangen, dann: Frau Schulze will sich von ihrem Mann trennen, ferner: die Mayers haben ein Haus gekauft und...“ — „Ich meinte, welche Oper du gehört hast.“ — „Ach so, den Titel habe ich mir nicht gemerkt.“